

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 42

Artikel: Der Vogel Tscheap
Autor: Nabl, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Vogel Tschéap

Novelle von Franz Nabl

Zu den seltsamsten Rätseln, die der Ingenieur Ueberreiter seinen Bekannten — daß er Freunde besessen hätte, konnte niemand behaupten, so viele sich auch der Welt gegenüber dieses Ehrentitels rühmten — bei Lebzeiten aufgab, zählte seine völlig unerwartete und scheinbar unbegründete Loslösung von Sophie Lagreiner. Da er niemals oberflächliche Beziehungen zu Frauen suchte und unterhielt, das galt allen für ausgemacht, obgleich er in seine eigenste Lebensführung kaum Einblick vergönnte, so zweifelte niemand daran, daß die Begegnung mit Fräulein Lagreiner für ihn die Kraft eines bindenden Erlebnisses gewann. Monatlang verkehrten die beiden, wann und wo immer sie zusammentrafen, in so selbstverständlicher Ausschließlichkeit miteinander, wie es eben nur Menschen tun dürfen, die ihre Gemeinsamkeit der Umwelt zu endgültiger Anerkennung zu unterbreiten wünschen. Um so verblüffender wirkte dann der ganz unvermittelte, durch keine erkennbare Ursache herbeigeführte Abbruch ihrer Freundschaft. Ueberreiter verschwand aus der Stadt und folgte, ohne daß vorher davon jemals die Rede gewesen wäre, der Berufung einer ausländischen Regierung, das Mädchen blieb in jammervoller Bestürzung zurück, offenbar das ahnungslose Opfer eines unzurechnungsfähigen Narren, und, wie die übrigen weniger Betroffenen, hilflos nach Anhaltspunkten für das unerklärliche Benehmen des ihr liebgewordenen Mannes tastend. Der einzige Umstand, der eine Erwägung verdiente, aber durchaus kein helleres Licht in die mißliche Angelegenheit tragen konnte, war der, daß einige Wochen vor dem Zerfall ein sympathischer, sonst jedoch recht unbedeutender junger Mensch namens Horvath an Fräulein Lagreiner und an den Ingenieur Annäherung suchte und von beiden auch oft genug freundlich in ihrer Nähe geduldet wurde. Als sich aber Sophie Lagreiner ungefähr ein Jahr nach Ueberreiters Flucht einem anderen Mann zuwandte, den sie dann ehelichte, war das keineswegs jener bei aller Harmlosigkeit ein wenig ins Geheimnisvolle gedrängte Horvath, und so verloren alle an ihn geknüpften Vermutungen ihren Reiz und versanken mit ihm zugleich ins Dunkel der Vergessenheit.

Ueberreiter starb im dritten Jahr, nachdem er Europa verlassen hatte, an einem bösen Fieber in Ankara, wo er die Anlage neuzeitlicher Brückenbauten über den Kizil Irmak leitete. Beinahe gleichzeitig mit der Nachricht von seinem Tode traf bei einer dem einmaligen Fräulein Lagreiner nahestehenden Person ein Schreiben Ueberreiters ein, das während der letzten Tage seiner Krankheit und schon angesichts des unabwendbaren Endes entstanden war. Es sollte seine überraschende Abkehr von Sophie Lagreiner wenn nicht entschuldigen, so doch wenigstens erklären, aber es bleibt fraglich, ob es bei denen, die es lasen, nicht gerade das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erzielte und sie vielmehr in der vorgefaßten Meinung bestärkte, der Ingenieur sei, über alle Absonderlichkeit und Eigenbrötelei hinaus, ein völlig vernunftberaubter Mensch gewesen.

«Ich bin niemandem Rechenschaft schuldig», hieß es in diesem Brief, «und was die Leute von mir denken, berührt mich nicht im geringsten. Ich möchte nur verhindern, daß vielleicht ein nachträgliches hämisches Gerede dem Fräulein Lagreiner eine Schuld zuschiebt, die schwerer ist als das, was sie in Wahrheit begangen hat und was sie vermutlich gar nicht als Schuld empfindet. Sie erinnern sich gewiß, daß einige Zeit vor unserer Trennung ein gewisser Horvath auftauchte und sich, Gott weiß warum, an uns beide, an Sophie und mich, anschloß. Er war uns nicht widerwärtig, aber auch nicht übermäßig willkommen, und wenn wir ihn nicht geradezu schroff zurückwiesen, so geschah es nur, weil wir uns nicht die Lächerlichkeit eines ewig nach ungestörter Einsamkeit trachtenden Liebespaares aufladen wollten. Es mag sein, daß Sophie manchmal auch mit ihm allein beisammen war; unsere gegenseitige Zuneigung war so fest und beruhigt und dabei noch so unverbraucht, daß ich es gar nicht beachtete und daß eine Regung von Eifersucht mich nicht einmal im Vorbeiwegen berühren konnte. Einmal lagerten wir zu dritt am Waldrand im Sonnenschein und blickten in das Zittern der Luft über den Gräsern. Und wie nun mitten in das tiefe Schweigen hinein der unendlich gelangweilte, gleichförmig wiederholte Schlag eines Grünfinken aufklang, sagte Horvath plötzlich, sein nicht sehr gescheites Gesicht zu einem selbstgefälligen, mitwissenden Lächeln verziehend: „Das ist der Vogel Tschéap!“ — Und diese fünf Worte waren es, die mich, so lächerlich es zunächst und für die meisten Menschen wohl überhaupt klingen mag, von Sophie

schieden und mich zuletzt soweit trieben, daß ich nun mutterseelenallein in einem fremden Erdteil auf eine recht klägliche Art zugrunde gehe. Ich will versuchen, wenigstens Ihnen begreiflich zu machen, wie das kam. Vielleicht können Sie dann auch dem einen oder dem anderen von unseren Bekannten eine Vorstellung von dem vermitteln, was sich in mir abspielte.

Sie wissen, daß ich mir vor meinem Zusammentreffen mit Fräulein Lagreiner nicht allzuviel mit anderen Frauen und Mädchen zu schaffen machte. Daran trug sicherlich keine Besonderheit oder gar Abwegigkeit meines Wesens schuld; ich erblickte in der vollkommenen Vereinigung mit einer Frau ganz einfach die letzte Krönung meiner Entwicklung und meines Lebensaufbaus und möchte davon vorher nichts abbrockeln und verwüsten. Wenn ich darum an ein Mädchen, das mir zu diesem Letzten und Höchsten verhelfen sollte, nachdrücklicher jene Forderung stellte, die von den meisten Männern mit viel geringerer Eigenberechtigung erhoben wird, so bedarf das wohl keiner stärkeren Begründung. Wie unsere Begegnung sich äußerlich vollzog, das haben Sie selbst und unsere gemeinsamen Bekannten ja mitangesehen; aber auch unser inneres Zueinanderfinden mag ebensowenig verborgen geblieben sein, denn es war uns von Anfang an so selbstverständlich und entscheidend, daß wir es nicht zu verheimlichen müssen glaubten und, eben wegen seiner gleichsam vorbestimmten Schicksalhaftigkeit auch gar nicht hätten verheimlichen können. Ich brauche darüber also kein Wort zu verlieren. Zu den vielen Dingen, in denen wir übereinstimmten und die uns das Vertrautwerden so sehr erleichterten und beschleunigten, gehörte Fräulein Lagreiners große und ungezeigte Liebe zu den freiwachsenden und freilebenden Pflanzen und Tieren. Und daß diese Liebe völlig kindlich und voraussetzungslos gedieh, ich meine, daß sie ohne Frage nach Grund und Zusammenhang gegeben wurde, das war vielleicht das Allerbeste. Ich weiß nicht, ob Sie jemals das Glück genossen haben, einem feinen und liebenswürdigen Kind irgendwelche Dinge zu zeigen oder sie gemeinsam mit ihm zu erleben, von denen es schon mancherlei gehört hat und nach denen es sich sehnt, die ihm aber noch niemals vor Augen gekommen oder zur Wirklichkeit geworden sind. Einen Tiergarten etwa, eine Zirkusdarbietung oder die Fahrt im Kraftwagen. Wenn es Ihnen beschieden war, dann können Sie begreifen, was ich fühlte, als ich mit Sophie das erstmal allein und weitab von begangenen Wegen einen frühommerlichen Wald durchstriefte. Einen Wald, in dem jeder Busch, jede Baumkrone, jeder Rasenfleck und Moospolster, jeder Wasserlauf, ja selbst jedes Rindenstück und jeder Lufthauch erfüllt ist von geheimnisvoll wirkendem, tönendem Leben. Im Grunde genommen bleibt es für den wissenschaftlich an derlei Dingen Unbeteiligten höchst belanglos, den Namen eines Tieres oder einer Blume zu kennen. Aber wenn Sophie den Ruf eines Vogels hörte, der ihr schon von Kindheit an vertraut war, wenn das Farbenspiel eines nicht ganz alltäglichen Falters, einer selteneren Blüte sie entzückte, dann fragte sie doch, wie sie hießen; und daß gerade ich ihr Bescheid geben, sie mit dem Leben der Landschaft noch inniger verbinden konnte, das war für mich von beseligendem Reiz.

Bei einer solchen Wanderung rasteten wir um die Mittagsstunde am Saum einer jener weithingedehten Waldwiesen, wie sie für das Bild des Wienerwaldes so bezeichnend sind. Von uns nach der Mitte zu senkte die Wiese sich zu einer talartigen, von einem halb versickerten Wasserlauf durchschnittenen Mulde, um dann wieder zum jenseitigen Waldrand unmerklich anzuheben. Und damals, bei dieser Rast, kam es zwischen Sophie und mir zu der ersten, innigeren körperlichen Berührung. Ich drängte sie, ihren Arm durch den meinen ziehend, ganz eng an mich heran, und sie legte den Kopf an meine Schulter, so daß ich, wenn ich mein Gesicht ein wenig neigte, ihr Haar an meine Wange streifen spürte. Zwischen zwei anderen jungen Menschen hätte das nicht viel zu bedeuten gehabt, es wäre nicht mehr gewesen, als eine unbedenklich geschlossene und ebenso leicht wieder lösbare Vereinigung. Wir beide aber wußten, ohne daß wir uns nur ein einziges Wort zuflüsterten, daß nun alles gut war und daß wir das letzte eigentlich gar nicht mehr brauchten, obwohl es ja irgendeinmal kommen mußte und geschehen würde. Und während wir so, in erfüllter Regungslosigkeit, aneinander geschmiegt saßen, schwang sich am gegenüberliegenden Waldrand ein Vogel auf einen Fichtenzweig ein und be-

gann, in genau abgemessenen Zwischenräumen unendlich eintönige, gleichsam schläfrige Laute auszustößen. Wir hatten ihn nicht anfliegen sehen und auch seine Rufe drangen uns erst allmählich ins Bewußtsein. Sophie veränderte ihre Stellung nicht und fragte nach einer kleinen Weile leise vor sich hin: „Was für ein Vogel ist das?“ Und ich antwortete ebenso unbeweglich und leise: „Ein Grünfink.“ Und weil das gelangweilte Schrollen kein Ende nehmen wollte, versuchten wir in kindlicher Verspieltheit, es nachzuahmen und in die armen Buchstaben unserer Menschensprache einzufangen. Ganz gelang es uns nicht, aber endlich meinten wir es mit dem merkwürdigen Gebilde „Tschéap“ halbwegs getroffen zu haben. Dieses von uns und für uns allein erfundene, jedem anderen völlig unenträtselbare Wort wurde uns nun zum geheimen Verständigungszeichen. Ueberwältigte mich inmitten vieler Menschen die Sehnsucht, Sophie so eng an mich zu drücken, wie damals auf der mit-täglichen Waldwiese, dann brauchte ich ihr im Vorbeigleiten nur unser Wort zuzurufen, und sie erriet mich und schenkte mir einen gewährenden Blick. Oder wenn das Gespräch um uns in ödes Geschwätz verrieselte, dann genügte es, die magische Silbe seufzend und zerdehnt in die Luft zu hauchen, damit ein frohes, verstehendes Lächeln um ihre Lippen lief.

Ich weiß nicht, ob es anderen Menschen ähnlich ergeht wie mir, aber für mein Teil weiß ich bestimmt, daß die Furcht vor dem Alleinsein und das Verlangen nach der Gegenwart eines zweiten Lebendigen nicht so sehr diesem Zweiten gilt und seiner lieblichen Gegenwart, als vielmehr dem immer mächtiger und quälender werdenden Drang, Regungen, die man in sich verschlossen trägt, aus sich zu befreien und dem anderen hinzubringen. Daß der andere kein beliebiger, gleichgültiger Mensch sein darf, begreift sich von selbst. Denn jene tief ins Innere gesenkten und dort verborgenen Dinge sind nicht immer so, daß Ruhm und große Ehre mit ihnen zu gewinnen wären. Und wenn sie auch nur selten ganz böse und verächtlich sein mögen, — klein und kläglich sind sie oft genug, so daß ein Kalter und Unfreundlicher über sie in Hohn und Schimpf ausbrechen müßte. Und das ist nun, meine ich, das ganz große Glück der Vereinigung, getrost und vertrauensvoll der geliebte Frau hintreten zu können und zu sagen: Siehe, so bin ich auch. Nicht nur so, wie du mich sonst erblickst, stark und ernst und gut, sondern auch schwach und kindisch und ein wenig böse. Du sollst es wissen, vor dir heb ich es heraus, sonst wächst es in mir und greift mir zuletzt an mein gutes, gesundes Sein. Du wirst mich darum nicht verläschen, dich nicht von mir abkehren. Dir kann ich zeigen, was kein anderer von mir ahnen darf, und alles wird froh und leicht werden und seine dunklen Kräfte verlieren.“ Das törichte Wortgetändel, das ich vor Sophie beim Schlage des Grünfinken begann und das jedem unbeteiligten Menschen läppisch und albern hätte klingen müssen, das war eines jener verborgenen Dinge, von denen ich eben gesprochen habe. Gewiß keines von den bösen, gefährdenden, nein, nur ein ärmstes, harmlosestes, — aber doch eines, das man verschlossen in sich herumträgt und nicht auf offenem Markt feilhält. Und daß sie das sinnlose, gleichwohl aus der feierlichen Stunde unserer ersten, wenn auch nicht körperlichen Hingabe geborene Wort nicht besser zu hüten vermochte, daß sie es, ob grausam oder unbedacht, gilt gleich, dem nächsten Hergelaufenen preisgab, — das riß mich wie ein plötzliches Aufhellen aus der vertrauten Blindheit heraus. Mir war, als hätte ich ihr ein ängstlich verborgenes Mal, ein Mal, das nicht schändet, einen rohen Gesellen aber immerhin zu Spott verlocken kann, an meinem Körper gewiesen, damit es unter ihrem gütigen, liebenden Blick von mir abfalle, und sie hätte mir, da sie darum wußte, vor einem Spötter die bergende Hülle übermüdet vom Leib gezerrt. Das war es, was mir Sophie entfremdete, um dessentwillen jetzt mein Herzschlag fern von der Heimat erlischt, eben in jener grauenvollen, erstickenden Einsamkeit, der ich einmal entfliehen zu können hoffte.»

Beim Einlangen dieses Briefes ging die junge Frau, die als Mädchen Lagreiner geheißenen hatte, ihrer Entbindung entgegen, und so verschwieß ihr der Empfänger das letzte Lebenszeichen des Ingenieurs Ueberreiter. Die aber, die es lesen durften, lächelten befangen, schüttelten die Köpfe und fanden sich endlich in der Gewißheit, es sei ein großes Glück für Sophie gewesen, vor einer endgültigen Verbindung mit Ueberreiter bewahrt geblieben zu sein.



Wir machen uns das Rasieren so an- genehm wie möglich

Wir haben die richtige Rasiercreme gefunden. Mit Palmolive geht das Rasieren angenehm und rasch, denn ihr Schaum durchweicht den härtesten Bart in einer Minute. Sie ist sehr ausgiebig, weil sie sich 250mal in Schaum vervielfacht, so daß jeweils nur ein kleines Quantum nötig ist. Zudem wirkt Palmolive sehr wohltuend, da sie Olivenöl enthält, das in die Haut eindringt und sie weich und geschmeidig macht. Kein Spannen und Brennen mehr nach dem Rasieren, sondern ein angenehmes, frisches Gefühl. Überzeugen Sie sich bitte selbst durch einen Versuch, Sie werden bald begeisterter Anhänger von Palmolive sein.

Fr.
1.50
In der Schweiz
hergestellt

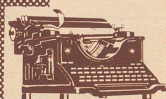
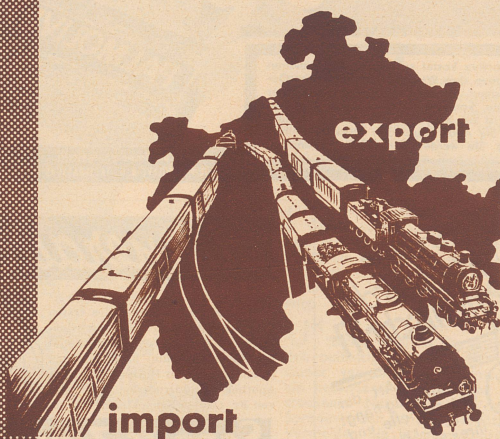
Garantie: Sind Sie mit der Palmolive-Rasiercreme nicht zufrieden, so senden Sie uns die halbgeleerte Tube, wir vergüten Ihnen den vollen Kaufpreis.



COLGATE-PALMOLIVE A.-G., TALSTRASSE 15, ZÜRICH

UNTERSTÜTZT DEN SCHWEIZER EXPORT

olivetti kauft heute für den doppel-
ten betrag der importierten schreib-
maschinen schweizer halbfabrikate.



OLIVETTI
ZÜRICH, BERN, BASEL, LUGANO



Togal

ist ein rasch wirkendes Mittel bei
**Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß,
Nerven- und Kopfschmerzen,
Erkältungs-Krankheiten.**

Auf Grund der vorzüglichen Erfolge, die von namhaften Ärzten und in vielen Kliniken und Krankenanstalten seit mehr als 20 Jahren erzielt wurden, hat Togal große Anerkennung gefunden.

Über 6000 schriftliche Ärzte-Gutachten,

unter denen sich solche von bedeutenden Professoren befinden, dokumentieren die Güte des Togal. Alle Urteile stimmen darin überein, daß Togal ein rasch wirkendes

schmerzstillendes Heilmittel

ist, mit dem selbst beim Versagen anderer, ähnlicher Präparate ein anhaltender Erfolg erzielt wird. Togal löst die Harnsäure und ist stark bakterientötend. Togal wirkt selbst in veralteten Fällen! Unschädlich für Magen und Herz.

Wenn Tausende von Ärzten Togal verordnen, können auch Sie es vertrauensvoll kaufen. Je früher

Sie mit dem Gebrauch von Togal beginnen, umso schneller werden Sie Ihr Leiden los u. vermeiden eine Verschlimmerung der Erkrankung.



Fr. **1.60**
In allen Apotheken.
Togal ist ein
Schweizer Erzeugnis.